

# Himmel, Hölle, Homeoffice

Daheim arbeiten ist wie Joggen oder Schokolade: Kann toll sein. Zu viel davon, dann wird einem schlecht. Über die Tücken des neuen, akademischen Schlabberlookproletariats

Von Ingo Arzt

Das Fachmagazin *Cyberpsychology* wird 40 Jahre alt. Zu seinem Geburtstag empfiehlt es, zwei Mal täglich in einem virtuellen Garten spazieren zu gehen, um während einer Corona-Quarantäne nicht durchzudrehen. Ist ein ernster Ansatz, entwickelt in Italien.

Falls sich nach ein paar Wochen Homeoffice die Tage zäh anfühlen, wenn Sie ausgebrannt sind: ist ganz normal. Ein Bereich in unserem Hirn ist für die Wahrnehmung von Orten da. Und diese sind mit autobiografischen Informationen verknüpft: „Wir sind Arbeiter, weil wir in die Firma gehen“, schreibt *Cyberpsychology*. Falls nicht, verliert sich die Arbeiteridentität.

Das passt zu dem, was Mareike Bünning und Kolleg\*innen vom Wissenschaftszentrum Berlin nach einer Onlineumfrage mit 10.000 Beteiligten auf *Zeit Online* schrieben: Im Homeoffice wird man zufriedener mit dem Familienleben, nicht aber mit der Arbeit, da steigt der Frust. Besonders bei Frauen, weil die mehr Kinderbetreuung übernehmen als die Männer. Allerdings sagt das Ergebnis wenig über die Segnungen von gelegentlichem Homeoffice aus, organisiert und nicht erzwungen. „Die Romantik des Homeoffice ist wohl zerstört. Aber eben auch das Totschlagargument vieler Arbeitgeber, das gehe überhaupt nicht“, sagt Bünning der taz. Oder, wie es SPD-Arbeitsminister Hubertus Heil kürzlich im Bundestag ausdrückte: „Dass Homeoffice nicht immer ein Zuckerschlecken ist, erleben im Moment viele.“

Heil hat jetzt seinen alten Vorschlag von Anfang 2019 ausgegraben und bis zum Herbst einen Gesetzentwurf zum „Recht auf Homeoffice“ angekündigt. Vergangenes Jahr war er damit noch am Widerspruch von Wirtschaftsminister Peter Altmaier (CDU) gescheitert. Die Grünen wollten kurz vor Ausbruch der Krise auch ein Heim-arbeitsrecht, inklusive neuer Regelungen beim Datenschutz, Unfall-schutz sowie klarer Haftungsfragen: Es gilt gemeinhin als nicht präzise geregelt, wer zahlt, wenn man beim Homeoffice vom Dienstrechner aufsteht, in sein eigenes Homeklo pinkelt und sich dabei verletzt. Außerdem fordern die Grünen ein Rückkehrrecht, falls es einem daheim zu doof wird. Unternehmen sollen Heimarbeit zudem begründet ablehnen können. Was für Tätigkeiten wie Dachdecken oder Kernbrennstäbwechsellern sinnvoll erscheint.

Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) hat 2016 Erkenntnisse über das Homeoffice zusammengetragen: Wer auch daheim arbeiten darf, ist zufriedener, macht aber mehr und vor allem unbezahlte Überstunden, auch in vergleichbaren Jobs. Wer daheim arbeiten könnte, aber nicht darf, ist besonders unglücklich. In den Niederlanden arbeiteten vor Corona 30 Prozent zumindest gelegentlich von zu Hause aus, bei uns waren es nur 8,6 Prozent, derzeit ein Viertel.

Wirtschaftsverbände sind gegen jedwede Pflichten für die Firmen und deshalb auch gegen eine Pflicht, auf Wunsch Homeoffice zu erlauben und einzurichten. Auch die Gewerkschaften sehen die Sache nicht nur positiv. Claudia Dunst arbeitet für die IG Metall in Baden-Württemberg gerade mit

Betriebsräten daran, Regeln zu mobilem Arbeiten umzusetzen. Bisher sei vor allem die mittlere Führungsebene in Unternehmen schwer zu überzeugen, sie fürchtet den Verlust der Kontrolle über ihre Beschäftigten, erzählt Dunst. „Die Erfahrungen jetzt werden aber enorm was ändern“, glaubt sie. „Viele Betriebsräte sagen uns gerade, dass viel mehr in Sachen Homeoffice geht.“ Dennoch müssten bei einem Recht auf Daheimarbeiten dringend die konkreten Umstände in den Unternehmen berücksichtigt werden.

Außerdem könnte es Ungleichheiten verschärfen: Das DIW hat gezeigt, dass vor allem gut bezahlte Akademiker\*innen vom „HO“ profitieren. „Wird jemand ein Gesetz bei seinen Vorgesetzten einfordern, der auf sich allein gestellt ist und keine starke Vertretung durch Betriebsrat oder Gewerkschaft hat? Ich hab da so meine Zweifel“, sagt auch Dunst. Homeoffice dürfe auch nicht dazu führen, dass Unternehmen Kosten auf Arbeitnehmer\*innen abwälzen, sagt sie. Wenn im Schnitt 20 Prozent der Belegschaft daheim arbeiten, spare das auch Strom und Büromiete. Dunsts Fazit: Recht auf Homeoffice ja, aber die konkreten Bedingungen müssten vorher geklärt werden.

Auch, was die Technik betrifft. *Cyberpsychology* verweist auf den Mailänder Psychologen Luca Bernardelli. Er hat Cyberbrillen für sein Team angeschafft. Während der Quarantäne hält er Meetings nicht per Videochat ab, sondern auf japanischen Bergen. „Virtual Reality ist wirklich ein mächtiges Werkzeug. Das wird eine neue Art des Arbeitens daheim“, sagt Bernardelli. Man vergesse bei Meetings die Zeit – und Spaß machten sie auch noch, so als Avatar.

„

**Dass Homeoffice nicht immer Zuckerschlecken ist, erleben im Moment viele**

Hubertus Heil, SPD, Arbeitsminister

„Nicht alle brauchen absolute Ruhe“

Städte werden durch Homeoffice flexibler, sparen Flächen und verringern den Verkehr, sagt Jürgen Bruns-Berentelg von der Hamburger Hafencity

Interview **Nora Belghaus**

**taz: Herr Bruns-Berentelg, lassen sich Städte auch aus dem Homeoffice planen?**

**Jürgen Bruns-Berentelg:** Planen im Grunde genommen ja, aber es gibt Gewerke, für die es schwieriger ist, weil ihre Server-Kapazitäten im Homeoffice nicht ausreichen. Ingenieure oder Verkehrsplaner zum Beispiel.

**Sie waren in Berlin an der Planung von Sony Center und Hauptbahnhof beteiligt und steuern nun die Entwicklung der Hamburger Hafencity. Wie hat sich die Arbeitswelt in den vergangenen Jahren verändert?**

Arbeitsstrukturen werden flexibler, um unterschiedliche Bedürfnisse zu bedienen. Noch im frühen 20. Jahrhundert ist ein Teil der Literatur in Wiener Kaffeehäusern entstanden. Die Geräuschkulisse dort ist so omnipräsent, dass man durch Einzelgespräche nicht gestört wird und sich durchaus konzentrieren kann. Dass ein Mensch zum Arbeiten absolute Ruhe braucht, gilt also nicht für alle. Wir wollen öffentliche Flächen schaffen, die auch zum Arbeiten genutzt werden können. Man kann sich dort einen Kaffee bestellen, muss aber nicht.

**Homeoffice ist also nicht die einzige Alternative zum Firmenbüro ...** Nein, es gibt zum Beispiel Unter-

nehmen, die Co-Working-Büros entwerfen lassen, die flexibel genutzt werden können, auch von Dritten, die nicht im eigenen Unternehmen arbeiten. So können Mitarbeiter aus ihrem eigenen Büro in ein anderes Arbeitsumfeld wechseln. Damit werden neue Möglichkeiten der Zusammenarbeit und des Rückzugs geschaffen. Auch Baugemeinschaften planen Wohngebäude, die mit gemeinschaftlichen Arbeitsräumen kombiniert werden. So können berufstätige Eltern, deren Kinder am Nachmittag aus der Schule nach Hause kommen, kurz in die eigene Wohnung gehen, um sie zu versorgen.

**Eine „Stadt der kurzen Wege“ also. Aber was, wenn ich meine Kollegen nicht auch noch als Nachbarn haben möchte?**

Wolfsburg ist dafür ein Beispiel. Diese Stadt wird von einem Großkonzern dominiert. Die Angestellten pendeln lieber, als Kollegen in der Stadt zu begegnen. Aber: Wenn ein Stadtquartier gut geplant ist und kein einzelnes Unternehmen dominiert, kann man ein Fremder bleiben.

**Welche Nachteile sehen Sie im dezentralen Arbeiten?**

Laut US-Studien werden diejenigen, die nie in der Firma sind, am sozialen Aufstieg gehindert. Frauen zum Beispiel, die schneller in die Rolle der Versorgerin für die Kinder gedrängt werden, verlieren so die Option, auf-

zusteigen. Außerdem fehlen Anerkennung und Bestätigung von Kollegen. Der soziale Austausch in einem Büro geht weit über die Kaffeepause hinaus. Im Silicon Valley hat man das erkannt, weshalb häufiger alle Mitarbeiter auch in die Firma kommen müssen.

**Und derzeit?**

In der Coronakrise habe ich Leute sagen hören, dass sie wegen des Homeoffice in Zukunft mehr Wohnfläche bräuchten. Dafür wollten sie an den Stadtrand ziehen, wo sie sich ein Haus leisten können. Das wäre eine konträre Entwicklung zu den Zielen moderner Stadtplanung, den Flächenverbrauch und den Verkehr zu reduzieren. Wir müssen auch das Wohnen in den Städten selbst anders bauen.

**Wie sehen unsere Städte in Zukunft also aus?**

Viertel, in denen nur gearbeitet oder nur gewohnt wird, wird es langfristig nicht mehr geben. Quartiere werden so geplant, dass alles an einem Ort möglich ist, mit Arbeitsplätzen zu Hause, die gut funktionieren. Das Verkehrsaufkommen wird sich in Metropolregionen verringern, aber nicht mehr als 5, vielleicht 10 Prozent auf absehbare Zeit. Denn einige Menschen werden auch in Zukunft noch an getrennten Orten leben und arbeiten – unsere falschen Strukturen sind langlebig. Mobilität ist zudem auch eine soziale Freiheit.



Foto: Bina Engel

**Jürgen Bruns-Berentelg**  
Seit 2003 Vorsitzender Geschäftsführer der Hafencity Hamburg GmbH, seit 2014 Professor für Integrierte Stadtentwicklung an der Hafencity Universität Hamburg.

taz genossenschaft

JEDES WEITERE

**MITGLIED  
SCHAFFT**

MEHR UNABHÄNGIGKEIT



Demokratische  
Gesellschaften  
brauchen eine  
unabhängige  
Presse.

Setzen Sie ein Zeichen für Meinungsvielfalt und gegen Meinungsmache. Werden Sie Mitglied der taz Genossenschaft. Mit einer Einlage ab 500 Euro (wahlweise auch in 20 Raten zahlbar) können Sie MiteigentümerIn werden.

geno@taz.de | T (030) 25 90 22 13 | www.taz.de/genossenschaft





# Daseinsvorsorge im Netz

Vom Schulbesuch bis zum Arzttermin – was geht, läuft auf einmal digital. Nach dem ersten hektischen Improvisieren wäre jetzt die Chance, auf gute Anwendungen umzustellen

Von **Svenja Bergt**

Die siebenjährige Lotte hat neulich eine Aufführung des Grips Theaters gesehen. Sie musste nicht mal hinfahren. Sondern blieb einfach zu Hause. Das Grips Theater kam zu ihr. Nach Hause, auf den Monitor, per Stream.

Nicht nur Kindertheater müssen in der Pandemie neu denken. Opern, Theaterstücke und Ballette werden auf Bildschirmen geschaut, Clubs machen per Stream nächtelang die Wohnzimmerdielen zur Tanzfläche, Konferenzen werden zu Webinaren, Arbeitnehmer:innen kommunizieren mit Kolleg:innen per Messenger, die Psychotherapeutin hält die Sitzungen via Bildschirm ab und der Homöopath bittet zum Chat.

„Es gibt gerade einen riesigen Digitalisierungsschub“, sagt Bernhard Rohleder, Geschäftsführer des IT-Verbandes Bitkom. Er nennt vier Bereiche: Bildung, Verwaltung, Gesundheitswesen und Wirtschaft. „Schulen beispielsweise machen gerade einen Crashkurs in Sachen Digitalisierung durch.“ Max Mehl von der Free Software Founda-

tion Europe (FSFE) sieht es ähnlich: „Auf allen Ebenen erkennen Entscheider auf einmal die Chancen der Digitalisierung.“

In diesem unerwarteten Digitalisierungsschub werden Standards gesetzt. „Jetzt passieren die Weichenstellungen“, sagt Rena Tangens vom Verein Digitalcourage. Und nicht immer die besten. Es gibt Berichte von Lehrer:innen und Eltern, dass die digitale Betreuung über den Videokonferenzdienst Zoom stattfindet, der von Datenschutz nicht so richtig viel hält. Auch bei einem Treffen hochrangiger EU-Vertreter:innen im April nutzte mindestens ein Teilnehmer Zoom. Aber auch Dienste wie Slack oder WhatsApp, Facetime oder Google Hangouts sind, was die Privatsphäre angeht, optimierungsfähig. „Gerade wird vor allem auf schnelle Lösungen gesetzt“, sagt Mehl. Das Problem: Schnell ist dabei häufig das Gegenteil von nachhaltig, nutzerfreundlich, souverän.

Daher wäre jetzt, nach dem ersten hektischen pandemiebedingten Improvisieren, der Moment, das Provisorium durch eine gute, privatsphärefreundliche und offene Technologie zu ersetzen. „Wir haben es jetzt in

der Hand, eine gewisse digitale Souveränität in Europa zu schaffen“, sagt Tangens. Sie erinnert daran, wie schwierig es für Behörden ist, an Atemmasken und Schutzkleidung zu kommen – weil sie hierzulande kaum produziert werden.

„Digitale Souveränität“ – diesen Begriff hört auch Rohleder gerne. Er hoffe, sagt er, dass die Veränderungen des Digitalisierungsschubes bleiben, aber verbessert werden. Also: dass Vorteile wie der weitgehende Verzicht aufs Reisen beibehalten werden. Doch die Technik, die genutzt wird, sollte konform sein mit der Datenschutzgrundverordnung. Mindestens. Aktuell ist das nicht bei jedem der gehypten Anbieter so klar.

Was also muss passieren, damit alle umsteigen, die jetzt auf Anwendungen von Skype bis Facetime setzen? „Unternehmen sollten selbst darauf kommen, dass, was derzeit fast oder ganz kostenlos ist, es nicht ewig sein wird“, sagt Mehl. Und alternative Dienste wie Jitsi oder BigBlueButton – ein Videodienst und eine Webinar-Software – würden derzeit softwareseitig ordentlich verbessert. Digitalcourage bietet eine Übersicht mit konkreten Alternativen. Die

Liste ist nicht abschließend; für alle, die sich fragen, ob eine von ihnen verwendete Software frei ist, hat die FSFE eine Checkliste erstellt.

„Wir müssen darüber nachdenken, welche Infrastruktur wir als Daseinsvorsorge brauchen“, sagt Tangens. Am Ende dieser Überlegungen könnte beispielsweise stehen, dass auch eine Schulcloud dazu gehöre. Also eine Anwendung, in der Lehrer:innen und Schüler:innen sicher Daten austauschen und ablegen können. Dafür müsse dann die öffentliche Hand Gelder bereitstellen.

Das hätte nicht nur den Vorteil, dass sich damit eine Open-Source-Anwendung erstellen ließe, die jede Schule oder jede Kommune für die eigenen Bedürfnisse anpassen kann. Womöglich ließen sich auch Schüler:innen dabei einbinden. Die würden, so Tangens, dabei gleich etwas Wichtiges lernen, das ihnen auch helfen kann, wenn sie irgendwann in der Arbeitswelt mitentscheiden, ob Programm A oder B im Unternehmen, in der Verwaltung oder in der Arztpraxis eingesetzt wird: „nämlich, dass es gute Software nicht umsonst gibt“.

## Das Virus verändert die Weltwirtschaft

Die Coronakrise belastet den Welthandel massiv. Das trifft vor allem die exportlastige Wirtschaft der Deutschen. Ist das nicht eine Chance?

Von **Felix Lee**

Seit Montagmorgen laufen die Produktionsbänder wieder. Nach fast sechs Wochen Zwangspause können rund 8.000 MitarbeiterInnen im Wolfsburger Stammwerk von Volkswagen an ihre Arbeitsplätze zurückkehren. „Es geht jetzt wieder los“, freut sich VW-Markenchef Ralf Brandstätter.

Die Freude könnte aber nur kurz währen. Denn Probleme gibt es weiter bei vielen Zulieferern. „Alle unsere Partner haben uns signalisiert, dass sie anlaufbereit sind“, versichert Brandstätter. Doch garantieren kann er das nicht. Zu komplex und engmaschig sind die globalen Lieferketten. In Norditalien etwa, einem Zentrum der europäischen Zuliefererindustrie, sind wegen der Coronapandemie viele Betriebe auch weiterhin dicht. Hinzu kommt: Der Automarkt ist rund um die Welt um mehr als die Hälfte eingebrochen. Es wird Monate brauchen, bis sich die Branche erholt – wenn überhaupt. Experten rechnen damit, dass die Krise exportlastige Industriezweige nachhaltig verändern wird.

Kaum ein Land hat in den vergangenen drei Jahrzehnten so sehr von der Globalisierung profitiert wie Deutschland. Sie hat vor allem die Industrien beflügelt, in denen die Deutschen stark sind: Autoindustrie, Maschinen- und Anlagenbau. Die Exportquote liegt in beiden Branchen bei über 80 Prozent. Die Deutschen machen nicht einmal 1 Prozent der Weltbevölkerung aus, ihr Land ist aber die viertgrößte Volkswirtschaft der Welt. Ohne Globalisierung wäre das nicht möglich gewesen. Umso heftiger ist nun der Einbruch. Der Seeverkehr ist im März im Vergleich zu den Vormonaten um 48 Prozent eingebrochen, der Eisenbahnverkehr sogar um 67 Prozent. Ökonomen rechnen damit, dass die deutsche Wirtschaft im zweiten Quartal um 7 Prozent schrumpfen wird, das dickste Minus seit dem Krieg.

Gabriel Felbermayr, Chef des Instituts für Weltwirtschaft in Kiel, geht zwar davon aus, dass sich die hiesige Konjunktur in der zweiten Jahreshälfte erholen wird. Doch an der Art des Wirtschaftens werde sich einiges ändern. „Als eine Folge der Coronakrise werden deutlich mehr Produktionsstätten direkt in Abnehmerländern entstehen“, vermutet der Ökonom. „Die Strukturen werden regionaler.“ Diese Entwicklung setzte zwar schon vor der Krise ein. Der von den USA aus-

gelöste Zollstreit hat bereits dazu geführt, dass der globale Handel zurückgeht. Die Viruskrise beschleunigt diesen Trend aber, sagt Felbermayr. „Sie zeigt, wie groß das Problem ist, wenn systemrelevante Produkte wie Atemschutzmasken oder Penicillin nur noch in China hergestellt werden, dieser Warenstrom aber plötzlich unterbrochen ist.“ Viele Länder dürften ihre Lehren daraus ziehen und Industrien zurückholen.

Ein Ende der Globalisierung muss das aber nicht bedeuten. Für die Digitalwirtschaft könnte die Krise sogar zum Trendbeschleuniger werden. Viele Unternehmen machen Erfahrungen mit Homeoffice und der Nutzung digitaler Arbeitsplattformen. Das werde sich dauerhaft auswirken, vermutet Felbermayr. „Wir kommen nicht in eine De-

„Wir könnten aus der Krise globalisierter hervorgehen“

**Gabriel Felbermayr**, Chef des Kieler Instituts für Weltwirtschaft

globalisierung, sondern könnten aus der Krise sogar globalisierter hervorgehen.“

Für die deutsche Wirtschaft sind beide Entwicklungen schlecht. Der Standort Deutschland punktete bislang mit einer guten Infrastruktur, dem dualen Ausbildungssystem und der zentralen Lage in der Mitte Europas. Diese Vorteile spielen nun aber eine geringere Rolle. „Plötzlich haben Länder wie Indien, die in der Old Economy chancenlos waren, viel bessere Karten“, sagt Felbermayr. „Das wird Deutschland wehtun.“

Weniger Welthandel durch aus Positives abgewinnen kann Thomas Eberhardt-Köster, Handelsexperte des globalisierungskritischen Netzwerks Attac. Solange sich es um Produkte mit fairen Löhnen geht, die nur in bestimmten Gegenden angebaut werden können, seien längere Transportstrecken in Kauf zu nehmen, sagt Eberhardt-Köster. Wenn aber gehandelt werde, weil Lohnstückkosten in anderen Ländern wegen schlechter Arbeitsbedingungen oder niedriger Umweltstandards geringer sind, habe das gesamtgesellschaftlich keinen Mehrwert. „Man muss nicht“, betont Eberhardt-Köster, „einen Joghurt um die halbe Welt transportieren.“